



Wilhelm Szabo (30. 8. 1901 – 14. 6. 1986) wurde in Wien geboren, wuchs bei Zieheltern im Waldviertel unter ärmlichsten Verhältnissen auf, besuchte nach Abschluss einer Tischlerlehre die Lehrerbildungsanstalt in St. Pölten und arbeitete bis zu seiner Pensionierung als Volks- und Hauptschullehrer und zuletzt als Schuldirektor – mit einer erzwungenen Unterbrechung in den Jahren 1939 – 1945, in denen er als Forstarbeiter und Kirchenmusiker sein Leben fristen musste. 1937 heiratete Szabo; seine Frau war auch selbst als Schriftstellerin unter dem Namen Valerie Lorenz-Szabo erfolgreich.

Wilhelm Szabo trat als Lyriker erstmals 1933 mit dem Gedichtband *Das fremde Dorf* in Erscheinung; es folgten zahlreiche weitere Lyriksammlungen, die sich überwiegend mit dem (harten) Leben im Dorf und mit der vielfältigen Landschaft beschäftigten. Er erhielt den Kulturpreis des Landes Niederösterreich und weitere Auszeichnungen und lebte nach seiner Pensionierung 1966 in Wien. In diesen 20 Jahren bis zu seinem Tod freundeten sich die Ehepaare Szabo und Mitterer-Petrowsky an, trafen sich oft zu angeregten Gesprächen, die manchmal auch zu ergänzenden Klarstellungen in Briefen führten.

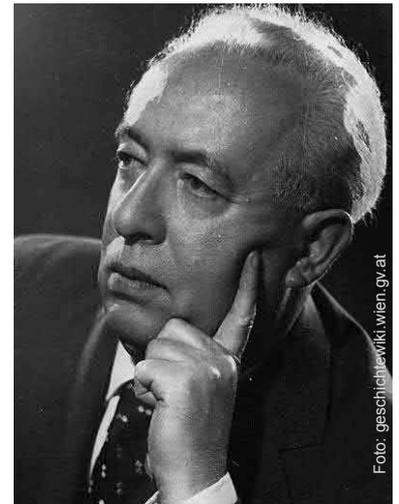


Foto: geschichtewiki.wien.gv.at

## Christentum und Kommunismus

Ein Gedankenaustausch zwischen Erika Mitterer und Wilhelm Szabo

### WILHELM SZABO

1190 Wien, am 1. November 1967  
Wenckebackgasse 39

Liebe, sehr verehrte gnädige Frau,

herzlich danke ich für die Gedichtabschrift und die ihr angefügten freundlichen Zeilen. Die Strophen *Der volle Preis* Hans Carossas kannte ich nicht. Ich habe sie nicht ohne Erschütterung gelesen. Selbstabrechnungen dieser Art und von solchem Ernst sind in der deutschen Lyrik seit 1945 beinahe nicht bekannt geworden. Darf ich sagen, was in unserm letzten Gespräch nicht deutlich genug zum Ausdruck kam: dass ich Hans Carossa als Dichter hoch einschätze und neben große Namen stelle. Gleichwohl möchte ich meinen Einwand gegen das Gedicht *Wo sind nun Rosen? Wo die Schwäne?* aufrecht halten. Ich setze es, damit sie es nicht nachschlagen müssen, hierher:

Wo sind nun Rosen? Wo die Schwäne?  
Der Teich, von Goldfischen durchflammt?  
In sich zerstürzt ist die Fontäne,  
das Becken leer und schwarz verschlammmt.

Aus kahlen Bäumen tropft es neblig;  
dort stehen Tische, gradgereiht.  
Auf Gäste warten sie vergeblich;  
denn es ist nicht mehr Gäste-Zeit.

Auf offenen Doms bemoosten Stufen  
verzehrt ein Bettler karges Mahl.  
Vom Turme kommen wie gerufen  
die heiligen Tauben allzumal.

Sie schwirren ihm um Haupt und Wangen.  
Sie rauben ihm sein letztes Brot.  
Er lächelt, knabenhaft befangen,  
und freut sich plötzlich seiner Not.

Kein Zweifel: Das Gedicht besticht durch Wohlklang. Wenn auch Sprachschönheit dieser Art vielleicht nicht zu weit von lyrischer Kalligraphie entfernt ist. Man wird auch die Gültigkeit von Stellen wie

„Der Teich, von Goldfischen durchflammt“  
oder „Denn es ist nicht mehr Gäste-Zeit“

>>>



gebührend zu schätzen haben, wenn auch, von ihnen abgesehen, die beiden ersten Strophen in Aussage und Bildlichkeit ziemlich herkömmlich und „romantisch“ wirken. Alles Bedenken konzentriert sich gegen die Strophen 3 und 4. Sie leiden an einer konstitutionellen Verlogenheit. Einer Verlogenheit, die dem Autor zweifellos nicht bewusst war und über deren Feststellung durch einen Kritiker etwa er vermutlich sehr erstaunt (und wohl auch beleidigt) gewesen wäre. Hängt sie doch mit einer Betrachtungsweise zusammen, die weithin als selbstverständlich empfunden wird, indes sie in ihrer Zustands- und Zusammenhangsblindheit viel eher seltsam und sonderbar anmuten müsste. Ein Bettler auf den Stufen einer katholischen Kathedrale! Hält man es nicht eben mit Weinheber

(„Wer fleißi is, hot wos zan lebm,  
und Bettler, Herr, hot's allweil gebm“),

dann müsste der Sachverhalt eigentlich nachdenklich machen, etwa darüber, wie es um eine Gesellschaftsordnung bestellt sein mag, in der derlei etwas durchaus Natürliches ist. Statt dessen verklärt ihn der Dichter beinahe im Handumdrehen zu einer Szene, in der alles Befremdliche getilgt oder doch harmonisiert ist, sozusagen zu einem Bild auf Goldgrund, und eben darin, im Wegzaubern alles Störenden, Unvereinbaren, das als solches gar nicht gesehen wird, liegt für mein Gefühl die Verfälschung. Aber sie ist, wie gesagt, Ausdruck einer Bewusstseinslage, für die sie in der Tat konstitutiv ist und die gerne als Innerlichkeit angesprochen wird, wiewohl sie, und hierüber gäbe es viel zu reden, in letzter Konsequenz in die Sphäre der Unmenschlichkeit führt. Jener ästhetenhaft fundierten Deshumanisation, über die José Ortega y Gasset ein ganzes Buch geschrieben hat (*La dehumanización del arte*) und der als Haltung selbst ein so milder Geist wie Rainer Maria Rilke gelegentlich seinen Tribut gezollt hat, etwa im Sonett XI des zweiten Teiles der Orpheus-Sonette. [Anm.: "Töten ist eine Gestalt unseres wandernden Trauerns ..."]

Nicht kränken wollte ich Sie mit meiner Bemerkung, Sie hätten durch Ihre agnostische Einstellung marxistischen Gedankengängen gegenüber an einem der wesentlichsten (ich hätte auch sagen können: bewegendsten) Wert[e] dieser Zeit vorbeigelebt. Wenn es Ihnen gleichwohl so schien, bitte ich vielmals um Nachsicht.

Ich verhehle meine Verehrung für Karl Marx, den Denker, und mein Betroffensein von seiner Entfremdungslehre in der Regel streng. Wirkt doch kaum ein anderes Geständnis erfahrungsgemäß so schockierend und so unverzeihlich. Und doch kommt das, was mich mit dieser Lehre verbindet, vor allem aus ihren Berührungspunkten mit der Lehre Christi. Wesenhaft Christliches, im institutionellen Christentum mehr oder minder heimatlos geworden und seinem angestammten Bereiche entfremdet, hat zeitweilig hier sein echtestes Obdach gehabt, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Beispiel. Die unterirdischen Gemeinsamkeiten zwischen Christentum und Marxismus und die Möglichkeiten eines gegenseitigen besseren Verstehens der beiden, werden heute auch gar nicht mehr übersehen, am wenigsten von kirchlicher Seite. Das beweist eine immer mehr anwachsende einschlägige Literatur (ein tief beeindruckendes Buch dieser Art ist *Der politische Atheismus*, dessen Verfasser, Marcel Reading, ein österreichischer Geistlicher ist), und das beweist auch der von der Paulus-Gesellschaft in Gang gebrachte Dialog zwischen Christentum und Marxismus (Salzburger und Marienbader Gespräche, 1965 und 1967). Wenn dieser Dialog auch gerne als Dialogismus angeschwärzt wird.

Vielleicht wird das organisierte Christentum sich weit dieser scheinbar wesensverschiedenen Welt öffnen müssen, will es eine künftige Lebensmacht sein, – eine Lebensmacht und keine Addition von Namenschristen und Entrichtern von Kirchensteuern. Um nun noch kurz auf Heers *Gottes erste Liebe* zurückzukommen, dessen Besprechung in der letzten *Furche* ich leider nicht las: Meinen Sie nicht, dass ein Johannes XXIII, wäre ihm dafür nur immer Zeit geblieben, sich mit dem Buche genau beschäftigt hätte?

Zuletzt, da Sie von Streitlust sprechen: Ich bin damit, glaube ich, nicht besonders ausgestattet. Ich errege aber in der Diskussion und wohl auch sonst recht häufig Ärgernis und erscheine gewöhnlich häretischer, als ich mich selber einschätze. Indessen: Wieviele Meinungsverschiedenheiten sind bloß scheinbar und entstehen jenseits des besten Willens der Gesprächspartner einfach durch ungemäße Artikulation, genauer dadurch, dass wir mit gleichen Worten meist etwas recht Ungleiches meinen.

In solcher Gewissheit, der es nicht an Hoffnung und Tröstlichem fehlt, verbleibe ich, sehr verehrte gnädige Frau, in der Vorfreude auf weitere Gespräche und mit dankbaren Grüßen und Empfehlungen, auch an den verehrten Herrn Doktor und auch namens meiner Frau, Ihr

Wilhelm Szabo



*Durchschlag eines leider nicht datierten Briefs  
von Erika Mitterer an Wilhelm Szabo*

## „Austreten?“

Lieber Freund,

ich habe ein ungutes Gefühl nach unserem gestrigen Gespräch über die Kirche, Während ich teils zugab, teils bestritt, was Sie – wie so viele – ihr zur Last legen, habe ich, scheint mir jetzt, eine ganz unnütze Spiegelfechterei vollzogen. Denn wir sind uns doch ohnehin darüber einig, dass diese Kirche, soweit sie irdische Institution ist, aus lauter Sündern besteht, also „Kirche der Sünder“ ist; daher, ebenso wie jeder einzelne von uns, oft Fehlentscheidungen getroffen hat und immer wieder treffen wird; dass sie – wie wir alle! – gerade schwere Schuld mit dem „besten Gewissen“ begeht, weil sie nicht weiß, was sie tut ...

Das beweist die Wirklichkeit und Wirksamkeit des Bösen, nicht die Falschheit ihrer Prinzipien, nicht die fehlende Stabilität des Fundaments, des „Felsen.“

Denn: Zugleich ist die Kirche auch zu allen Zeiten die Unfehlbare und Heilige, weil es ihr gewährt ist, nicht nur die Botschaft Christi durch alle Jahrhunderte unentstellt zu überliefern (so wenig opportun ihr das immer wieder gewesen ist!), sondern Ihn selbst zu **verkörpern**, – Er ist das Haupt, wir sind die Glieder – , beseelt vom Odem des Heiligen Geistes; ohne sein Wehen wäre sie im nächsten Augenblick tot, wie der Körper eines Menschen nach dem letzten Atemzug.

So können wir uns der Mitverantwortung für die Kirche auf keine Weise entziehen, wir **sind** ja die Kirche!, welche Krankheit sie auch gerade befallen mag. Das Glied, das einen ärgert, kann man abhacken, aber kann man sagen: der eitrig Finger, das bin nicht ich? Solang er dran ist, ist er ich!

Kann man aus einer Kirche, die man so begreift, überhaupt „austreten“?

Wie kommen wir eigentlich dazu, eine vollkommene Kirche zu verlangen? War Petrus etwa vollkommen? Er war ein Verräter! **Nach** der Verleugnung fragte Christus ihn: „Liebst du mich mehr als diese?“ Und weil er den Herrn **mehr liebte**, obwohl er ein so schwacher Mensch war, wurde er der „Fels“, auf den die Kirche gegründet ist.

Wenn das Vollkommene beginnt, dann gibt es keine Kirche mehr, oder, anders gesagt, dann wird alles Kirche; auch das ist doch diese vorläufige, schuldbeladene und dennoch heilige Kirche: Beginn der Ewigkeit, Vorgeschmack des Gottesreiches, Ahnung der „Herrlichkeit“ des endgültigen Sieges Christi! Daher rührt das ganz spontane Bedürfnis der Menschen nach Schönheit in der Kirche, nach Licht und Glanz, ja, wenn Sie so wollen, nach dem prunkvollen Schauspiel.

Natürlich erregt die Kirche Ärgernis. Wir alle erregen fortgesetzt Ärgernis, weil wir uns Christen nennen und es noch lange nicht sind. Die Welt richtet streng, was ihr widerspricht. Christus selbst ist milde: ihm genügt unser Wille, unsere immer erneuerte Bemühung, wie ihm auch die Liebe des armen Petrus genügte, das halbe Vermögen des Zöllners; und sogar die üblen Praktiken eines „ungetreuen Verwalters“ richtet er nicht, sondern rät uns sogar, seinem Beispiel zu folgen und uns „Freunde zu machen mit dem ungerechten Mammon“! Selbst ein Lump kann uns zum Vorbild werden – und da wollen wir mit allen, die versagen, streng ins Gericht gehen?

Mit meiner Frage, warum Sie nicht austreten, wollte ich Ihnen nur dies alles zum Bewusstsein bringen ...

Solange es Bereuende, solange es Büßende gibt in der Kirche, werden die „Pforten der Hölle“, die Söldner des Satans, sie nicht überwältigen.

Nicht überwältigen, aber das heißt auch: immer wieder angreifen; in immer anderen Uniformen, unter neuen Masken, mit wechselnden Devisen, gestern, heute und morgen, von außen – und von innen. Müssen wir da nicht mitkämpfen, dürfen wir einfach nur zuschaun, sind wir wirklich „zu gut“ für eine so bedrohte Kirche? Zuschauen – oder austreten?

>>>

**PROF. WILHELM SZABO**

Wien, am 22. Feber 1968 Wenckebackgasse 39

Sehr verehrte gnädige Frau,

darf ich zunächst sagen, dass zu einem Ihrigen Bedauern, mit mir „heftig“ geworden zu sein, keinerlei Anlass besteht. Ihre sogenannte Heftigkeit bestand doch nur darin, anderer Meinung gewesen zu sein, und eben dies, nämlich von der Ansicht des Gesprächspartners abweichende Anschauungen vertreten zu dürfen, habe ich unter Meinungsfreiheit immer verstanden (dies trotz der allzu häufig gemachten Erfahrung, von dieser menschenrechtlich und verfassungsmäßig verbrieften Ermächtigung am besten möglichst wenig Gebrauch machen zu sollen). Ich achte Ihre Einstellung, auch wo sie sich gegen mich kehrt, und aus eben diesem Grunde schätze ich auch das in Ihrem letzten Briefe enthaltene wohlthuend offene Eingeständnis, dem Sinn nach besagend, dass Sie bei Abwägung aller Argumente statt in die Richtung meiner Gedanken in jene einer bestimmt aufgefassten Transzendenz sich gezogen fühlen. Was ich demgegenüber in Anspruch nehmen möchte, ist einzig und allein dies, dass Transzendenz, ein Wort, das Überschreitung, Hinübersteigung bedeutet, auch eine andere Auslegung als die herkömmliche zulässt, die nämlich, dass Transzendenz auch dort gegeben sei, wo die Schranken menschlicher Ichsucht, vor allem die klassenmäßigen, überstiegen werden in Form der Identifizierung auch noch mit den ärmsten und letzten unserer Menschenbrüder, derart, dass wir ihnen das, was wir ihnen allenfalls als Gnade und Almosen zuzugestehen bereit sind, als Recht einräumen, als etwas, das ihnen zusteht und wofür einzutreten und zu kämpfen man entschlossen sein müsste. Etwa dies, die Aufhebung der Entfremdung, nämlich aller Verhältnisse, in denen der Mensch ein erniedrigtes, entrechtetes oder ausgebeutetes Wesen ist, meint die Lehre, von der Sie, wie Sie sagen, nicht verstehen könnten, wie man sich von ihr etwas erhoffen könne, insonderheit, wenn man selber „so tief und lang unter der schäbigen und sogar bösen Gesinnung der Menschen gelitten“ habe. Womit Sie sich, verehrte gnädige Frau, um sehr vieles kirchlicher als die Kirchen gehalten, die von solch intransigentem Haltung immerhin zu einem gewissen Offensein jener Lehre gegenüber gefunden haben (siehe die Christentum-Marxismus-Diskussion!). Ich bin freilich gewiss, Sie sind in Wahrheit viel toleranter und fremden Gedankengängen gegenüber weit aufgeschlossener, als Ihnen deutlich bewusst ist. Würden Sie sonst, was mich freut, nach einer kurzen Einführung in jene Ideen fragen?

Es gibt, um sogleich darauf einzugehen, keine wirklich befriedigende. So hätten Sie kaum etwas davon, wenn Sie etwa Walter Theimers *Der Marxismus* (Dalp-Taschenbücher Nr. 328) zur Hand nähmen, das viel zu sehr an der Oberfläche bleibt. Besser schon steht es mit Marcel Readings *Der politische Atheismus*, das Buch eines katholischen Universitätsprofessors und Geistlichen (der Verlag ist mir im Augenblick leider nicht erinnerlich), das aber nicht eben leicht lesbar und wohl auch etwas zu „akademisch“ in der Haltung ist. Das Beste an Abrisshaften, das mir begegnet ist, sind zwei Büchlein u. zw.: Erich Thier, *Das Menschenbild des jungen Marx* (Kleine Vandenhoeck-Reihe Nr. 44), aus protestantischer Sicht geschrieben, und *Das Menschenbild bei Marx* von Erich Fromm (Band 21 der Sammlung res novae, Europäische Verlagsanstalt), zu dem ganz besonders zuzuraten ist und das neben der einführenden Vorstellung auch die wichtigsten Partien der Frühschriften M.' bringt, die erst in den 30er Jahren ans Tageslicht kamen und den Blick auf ihn entscheidend verändert haben. In Frage käme allenfalls noch: Emil Fuchs, *Marxismus und Christentum* (Koehler und Amelang, Leipzig, 1952), das Buch eines evangelischen Theologen, das nicht zu tief eindringt. Wollen Sie aber mit einem Schlage hineinversetzt werden in Wesen und Welt des M.s, dann lesen Sie bitte den Beitrag, der Heinrich Böll, einen Unbefangenen also, zum Verfasser hat. Der Aufsatz heißt *Karl Marx – ein deutscher Jude verändert die Welt* und steht in dem Sammelwerk *Porträts zur deutsch-jüdischen Geistesgeschichte* (Verlag DuMont, Schauberg, Köln, wenn ich nicht irre). Ich darf einige seiner einleitenden Sätze, die ich mir abschrieb, hieher setzen, weil sie vielleicht mehr als andere zu erklären vermögen, warum man gerade auch als Christ das Thema Marxismus nicht der Demagogik und dem Jargon der Leitartikel (auch der pro-stimmigen) überantwortet sehen möchte:

„Die Geschichte des Fortschritts ist die Geschichte der Undankbarkeit. Die Nachgeborenen übernehmen und genießen gedankenlos Vorteile, ohne an den Preis zu denken, der für sie gezahlt worden ist. In die Undankbarkeit hinein mischen sich Dummheit und Unwissenheit und jene Verachtung, die man dem Theoretiker, dem Intellektuellen hierzulande zu zollen gewohnt ist. Die Worte Arbeiterbewegung und Sozialismus rufen nicht einmal ein Gähnen hervor: man weiß kaum, was damit gemeint ist, stellt sich irgendetwas vor, das wahrscheinlich rot war, sich links abgespielt hat und damit hinreichend verdächtig ist. Die Erkenntnis, dass ohne die Arbeiterbewegung, ohne die Sozialisten, ohne ihren Denker, der KARL MARX hieß, mehr als fünf Sechstel der heute Lebenden noch in einem dumpfen Zustand halber Sklaverei lebten; dass ohne Kampf, ohne Aufstände und Streiks, die erweckt und gelenkt werden mussten, die Kapitalisten nicht einen halben Schritt zurückgewichen wären – alles verschwindet hinter den Drohhreden von Herrn Chrustschow, und wird, hinter den eisernen Vorhang gerückt, zum Schreckgespenst. Dass die westliche Welt Karl Marx Dankbarkeit schuldet, obwohl die östliche sich zu diesem bekennt, scheint ein zu komplizierter Gedanke zu sein, als dass er Aussicht hätte, Karl Marx davor zu bewahren, unseren Kindern als Schreckgespenst geschildert zu werden.“



Ich habe die meisten der obengenannten Werke aus Bibliotheken entliehen und hoffe, Sie können gleichfalls den Leihweg beschreiben. Von Balthasars *Wer ist ein Christ* werde ich gerne gelegentlich kennen lernen, zumal Sie so lieb sind, es mir kurz zu überlassen. Es hat damit aber keinerlei Eile, da ich in recht ausgebreiteter und zeitraubender Lektüre in Sachen Werkstatt bin.

In die Annagasse konnten wir leider bisher nicht kommen, verschiedener Gründe wegen, unter denen leider auch das nicht ganz befriedigende Befinden meiner Frau ist. Wir werden es aber nicht versäumen, uns dort gelegentlich einzufinden, nicht zuletzt in der Hoffnung, Ihnen dort zu begegnen.

Inzwischen (oder bis zu einer sonstigen Gelegenheit des Zusammenseins) verbleibe ich mit herzlichen Grüßen und Empfehlungen, auch an den verehrten Herrn Doktor und auch namens meiner Gattin

ergeben  
Ihr  
Wilhelm Szabo

## Abend

von Wilhelm Szabo

Ich habe nicht gesät.  
Ich lenkte keinen Pflug.  
Ich habe nicht gemäht.  
Ich füllte keinen Krug.

O, wie ein Knecht die Hände regen!  
Ich hab mich müd gedacht.  
Ich war nicht bei den Trägen  
und hab doch nichts vollbracht.

Wer mäht, der zählt in Garben  
am Abend den Gewinn.  
Auf meinem Feld verdarben  
die Früchte noch vor Nachtbeginn.

Wer drischt, der misst in Trögen  
sein Korn im letzten Licht.  
Mein Tun war Unvermögen.  
Das Dunkel stillt mich nicht.

aus: *Noch ist das Lied nicht aus. Österreichische Poesie aus neun Jahrhunderten.* Hg. v. Ulrich Weinzierl, Residenz Verlag 1995, S 149



Paul Thalmann: *Auf der Suche*  
Illustration in *Geborgen in Dir*, 2007